

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 48 (1944-1945)  
**Heft:** 23

**Artikel:** Gemeinschaft  
**Autor:** Emmenegger, P.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672984>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Ihre Schritte waren fast das einzige, was man hörte, im übrigen herrschte Ruhe im Saal. Hin und wieder kam ein Stöhnen über die vertrockneten Lippen eines Verwundeten. Die Nächte waren unheimlich. Das Krankenhaus war verdunkelt, und im Operationsaal lagen auf allen Tischen und auf dem Fußboden jammernde Menschen. In einer Mondscheinnacht — ich galube, es war vom 8. auf den 9. September —, als wir ungewöhnlich viele Operationen hatten, explodierte direkt vor den Fenstern des Operationsaales eine schwere Bombe mit ohrenbetäubendem Lärm. Alle Fenster zersprangen, und über unsere Patienten regnete es Glassplitter, die neue Wunden in die gequälten Körper schnitten. Die Beleuchtung versagte, aber die Schwestern blieben auf ihren Posten. Keiner verlor die Nerven. Und nachdem man in aller Eile die Fenster verkleidet hatte, wurde die Arbeit bei Kerzenlicht fortgesetzt.

Im gleichen Saal lag ein Fliegeroffizier, der entsetzlich verbrannt war. Das eine Auge war erblindet, und Gesicht, Hände, Brust und Beine waren schwarz und voller Brandblasen. Mit blutenden Lippen erzählte er flüsternd seine Geschichte. Zusammen mit seinem Aufklärer hatte er fünf Messerschmittflugzeuge angegriffen und zwei von ihnen abgeschossen, ehe ihr eigenes Flugzeug in Brand geriet — dann hatten sie sich in letzter Minute gerettet. Er bat mich, seiner Mutter sein Virtuti-Militari-Kreuz zu übergeben, welches wir in der Tasche seines Waffenrockes fanden. Er starb im selben Augenblick, als einer unserer Säle zum ersten Male von einer Bombe getroffen wurde und die erste Feuerbrunst in unserem Krankenhaus ausbrach.

Unter den Kavalleristen, die in unserem Krankenhaus eingeliefert wurden, befand sich ein

Bauernjunge, Martin G., der sein ganzes Leben lang geträumt hatte, Soldat zu werden und der tapfer kämpfte, bis er schwer verwundet wurde. Die Wunde saß in der Herzgegend, und als man ihn eingelieferte, war sie schon schwarz und eitrig. Trotzdem bestand er darauf, daß er bis zum 11. November, dem polnischen Unabhängigkeitstag, gesund werden müsse, damit er bei der Truppenparade als Sergeant seinen Zug anführen könne. Er quälte sich furchtbar, konnte kaum atmen, und die explodierenden Bomben und das Artilleriefeuer ließen ihm keine Ruhe. Niemals aber klagte er. Er bat uns nur immer wieder, seine Wunde zu verbinden, damit er rechtzeitig geheilt sein würde. Eines Abends erzählte er mir flüsternd von dem Leben in seinem heimatlichen Dorf. In der Nacht vorher hatte er von der Ernte geträumt, und er versicherte mir, daß nirgends in Polen der Weizen so schön und golden stehe wie in seiner Heimat. Er ruhte einen Augenblick aus und flüsterte dann mit tieferster Stimme: „Schwester, ich will ein guter Sergeant werden“ — und dann tat er seinen letzten Atemzug.

Der beste Kamerad und der liebste Freund, den ich jemals hatte, war mein „Chef“, wie ich Schwester Janina zu nennen pflegte. Wir hatten schon während des Krieges 1920 zusammen gearbeitet. Sie war voll Energie, hatte einen gesunden Menschenverstand, war immer guter Laune, geduldig und verständig. Als es über unseren Saal Brandbomben regnete, löschte sie viele mit eigenen Händen. Und als die Wände in unserem Flügel buchstäblich zusammenstürzten, rannte sie in den Saal und bedeckte die Verwundeten mit allem, was sie zu fassen kriegen konnte, und während wir sie hinaustrugen, munterte sie sie die ganze Zeit mit den Worten auf: „Nur nicht unruhig werden. Es wird schon gut gehen!“

## Gemeinschaft

Der Mensch ist zur Gemeinschaft hingeordnet, so lange er lebt. Sein Tätigsein als freie Persönlichkeit schafft von Natur aus im Menschen nicht die Anlage zur Gemeinschaft, sondern aktuiert, was von Natur aus im Menschen liegt. Gemeinschaft ist nicht durch Kontrakt der Einzelmenschen geschaffen worden. Die Einzelnen fühlen sich zur Gemeinschaft gedrängt durch ihr Menschsein. Jeder Einzelmensch gewinnt persönlich an Wert oder Unwert, je nachdem er durch sein Handeln das Wohl der Gemeinschaft fördert oder hindert.

(P. Emmenegger, Freiburg.)